Die Liebschaft der Prinzessin.

Humoristische Novelle

von

Richard Wolf

(Fortsetzung.)

„Hinter Schloß und Riegel?" fuhr sie auf. „Das ist ja wieder etwas Neues! Meine Kammerjungfer?"

„Ihre Kammerjungfer, ja, Ihre Kammerjungfer." — Er war so vergnügt, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Aber was hat sie denn verbrochen?" fragte sie. „Man ist ja hier seines Lebens nicht mehr sicher. Wollen Sie vielleicht auch mich" — sie drehte sich um und sah ihn ganz erschrocken an — wollen Sie vielleicht auch mich verhaften?"

Er entgegnete lachend:

„Nun, gnädige Frau, wer weiß, was noch geschieht? Ich halte heute Alles für möglich."

„Sie treiben Ihre Scherze ein Bischen weit, Herr Kammerherr," versetzte sie, würdevoll die Achseln zuckend.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau. Der ganze Hergang macht mir außerordentlich viel Vergnügen. Ich kann mich des Lachens kaum erwehren. In der That, ich habe Ihr Kammermädchen gefangen genommen."

„Aber aus welchem Grunde?"

Er legte den Brief vor sie hin.

„Lesen Sie die Aufschrift, gnädige Frau! sagte er.

„An den Grafen Beulitz," las sie laut und schüttelte den Kopf. — „Was heißt das? Was hat mein Kammermädchen mit diesem Briefe zu schaffen?"

„Das frage ich Sie auch, gnädige Frau. Dieser Brief befand sich in der Tasche Ihrer Kammerjungfer. Sie hatte denselben zur Besorgung übernommen. Durch meine Umsicht gelang es, ihr ihn abzunehmen. Nun wird die Frage zu erörtern sein: Wer hat den Brief geschrieben? Bei Ihrem Kammermädchen, gnädige Frau, ist derselbe gefunden worden. Stehen Sie mit dem Grafen in Correspondenz?"

Seine Heiterkeit war wieder im Zunehmen begriffen.

Die Frau Oberhofmeisterin betrachtete abwechselnd den Kammerherrn und den Brief und wußte offenbar nicht, was sie sagen sollte.

„Beantworten Sie mir die gestellte Frage, gnädige Frau!" sprach er.

Aber, mein Gott," sagte sie ängstlich, „Sie halten mich doch nicht fähig — Herr Kammerherr, ich bin außer mir — daß ich ein Verhältniß der Prinzessin unterstütze?"

„Ohne Umschweife, gnädige Frau. Haben Sie den Brief geschrieben?"

„Nein, Herr Kammerherr, natürlich nein."

„Nun gut, auf wen würden Sie als Urheber des Briefes schließen?"

„Sie nehmen doch nicht an —" Die Oberhofmeisterin hielt inne, hob den Brief empor und besah sich die Schriftzüge des Couverts und begann darauf tief zu ächzen.

„Ich nehme nichts an, gnädige Frau, sondern ich weiß positiv, daß der Brief von unserer Prinzessin herrührt. Sie hat ihn eigenhändig Ihrer Kammerjungfer übergeben."

Die Oberhofmeisterin war völlig zerknirscht; sie fiel matt in den Sessel zurück.

Nachdem sie durch eine lange Reihe von Ausrufungen, Betheuerungen und Jammertöne ihr Herz erleichtert hatte, wurde sie erst fähig, den weiteren scharfsinnigen Erörterungen des Kammerherrn zu folgen.

„Sie werden wohl nun von allem Unglauben geheilt sein, gnädige Frau," begann er, „und die Existenz des Verhältnisses als gänzlich außer Zweifel zu erkennen. Dasselbe muß schon ziemlich weit gediehen sein, wenn Briefe gewechselt werden. Dieser Graf Beulitz scheint entschiedenes Glück zu haben. Wir aber, Frau Oberhofmeisterin, können es uns nicht verhehlen, daß wir uns in einer sehr mißlichen Situation befinden. Unsere Verantwortlichkeit fängt an eine sehr drückende zu werden."

Die Oberhofmeisterin ächzte, als wenn die Last mehrerer Centner ihr Fett zusammenpreßte.

„Es ist zunächst in Ueberlegung zu ziehen," sprach er weiter, „ob wir nicht wohtthun werden, dieses verdächtige Document Seiner Durchlaucht zu übersenden, zugleich mit einer umfänglichen Darstellung unserer oder vielmehr meiner Beobachtungen. Ich weiß nicht, ob es nicht gefährlich ist, die Sache der Kenntniß Seiner Durchlaucht vorzuenthalten."

„Ach mein Gott!" jammerte sie. „Er wird mir alles Vertrauen entziehen!"

Er nickte mehrere Male zustimmend.

„Ich leugne es nicht, daß der Fürst unsere Beaufsichtigung wahrscheinlich für eine allzu leichte halten wird. Auf harte Vorwürfe können Sie sich gefaßt machen!"

Herrn v. Balg war es jedoch ganz angenehm, als die Oberhofmeisterin dem Ansinnen wiederstrebte, den Brief demselben zuzuschicken. Er deckte sich selbst den Rücken, indem er diesen Rath gab, aber ihm war durchaus nichts daran gelegen, daß er befolgt wurde. Wenn er sich nur einmal künftig darauf berufen konnte, daß er ihn gegeben hatte.

„Nun wohl, Frau Oberhofmeisterin," sagte er und drehte die Spitzen seines Backenbarts, „da Sie durchaus einem solchen Vorgehen widerstreben, will ich für jetzt den Gedanken fallen lassen. Schauen wir uns nach einer anderen Weise um. Aber ich muß darauf bestehen, daß Sie nur mit meiner Zustimmung handeln, d. h. nicht irgend Etwas hinter meinem Rücken thun, wodurch mein eigener Plan durchkreuzt wird."

Die Oberhofmeisterin war sehr bereitwillig, dies in feierlichen Ausdrücken zu versprechen. Wie sehr sie auch innerlich widerstrebte, was hätte sie jetzt thun können, als sich seiner Leitung zu überlassen? Sie saß gebückt in ihrem Sessel, unfähig zu jeder Art von zusammenhängenden Gedanken. Dem Kammerherrn kam sie unendlich armselig vor.

Er bat um die Erlaubniß, eine eine Cigarre sich anzünden zu dürfen. In ihrem Zimmer! Eine solche Bitte hätte er früher nie auszusprechen gewagt. Und sie lehnte sich nicht dagegen auf, sie ließ ihn gewähren, als er ein Zündholz an ihrem Toilettentisch anstrich.

Sie seufzte nur. Sie hatte in ihrem langen Leben — sie war in der That eine Greisin — manche Wechsel, manche Widerwärtigkeit des Schicksals hingenommen, sich ruhig gebeugt und dann wieder aufgerichtet, aber jetzt merkte sie doch, daß sie alt geworden; das Bücken machte ihr Beschwerde, und sie fürchtete, daß sie sich nicht wieder aufrichten könne.

„Wir gelangen heute überraschend gut zu einer vollständigen Harmonie, gnädige Frau," sprach Herr von Balg und lächelte vergnügt. „Möge es immer zwischen uns so bleiben. Wir Beide haben vielen Grund, uns gegenseitig zu helfen und zu stützen. Ihre Kenntniß von unseren Hofverhältnissen ist ein unschätzbares Material. Ich werde mir erlauben, zuweilen davon Gebrauch zu machen."

Er behandelte sie bereits als seine Sclavin, sein unumschränktes Eigenthum.

„Es ist aber Zeit, schlüssig zu werden," fuhr er fort. „Vorerst möchte ich Sie ersuchen, den Brief zur Hand zu nehmen und — zu erbrechen."

Sie hatte bereits willig die Hand darnach ausgestreckt, aber zog sie eilig wieder zurück und bewegte sich unruhig auf ihrem Sessel hin und her.

„Ich bitte, Herr Kammerherr," sagte sie. Meine Augen sind heute sehr angegriffen."

„Der Brief wird ja nicht lang sein," entgegnete er.

"Gleichwohl bitte ich mich zu verschonen," sprach sie ängstlich.

„Entschuldigen Sie, das ist derjenige Theil der Arbeit, den ich Ihnen zuweisen muß, den übrigen und bei weitem stärksten Theil nehme ich auf mich. Ich bitte, Frau Oberhofmeisterin —"

Er reichte ihr den Brief hin. Aber sie nahm ihn nicht an. Sie merkte, daß er ihr zu viel zumuthete. Ihre Widerstandskraft fing jetzt doch an, sich zu stärken.

„Nein," rief sie. „Ich habe nun so lange gelebt und noch nie einen Brief erbrochen, den Andere geschrieben, obgleich ich öfteren und starken Versuchungen dazu ausgesetzt war. Es geht wider mein Gewissen. Ich kann nicht, Herr Kammerherr. Ich kann eine solche Schuld nicht auf mich laden."

Herr v. Balg wurde über dieses Zartgefühl sehr erzürnt.

„Ich weiß gar nicht, Frau Oberhofmeisterin, wie Sie Ihre jetzige Stellung aufzufassen belieben. Ich dächte doch, wenn Sie zur Beaufsichtigung der Tochter Seiner Durchlaucht beordert sind, hätten Sie vor Allem die Pflicht, den Briefwechsel derselben zu überwachen. Was wollen Sie denn mit diesem Briefe, der von außerordentlicher Wichtigkeit ist, anfangen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie kleinlaut.

„Wollen Sie ihn in das Feuer werfen, um einen Beweis weniger zu haben?" fragte er in ärgerlichen Tone.

„Oeffnen werde ich ihn nicht."

„Das ist wirklich hartnäckig. Was wollen Sie anfangen? frage ich."

„Vielleicht," antwortete sie, „könnte man jetzt mit der Prinzessin reden und ihr sodann den Brief zurückstellen."

„Ihre Reden, fürchte ich, werden wenig Eindruck machen," sprach er verstimmt. „Ich möchte noch immer nicht verhandelt wissen, so lange wir nicht einen starken Druck auf sie ausüben können. Den versiegelten Brief würde sie eben wieder an sich nehmen und nach ihrer gewöhnlichen Art darüber lachen und — ja, ich weiß nicht, was sich thun würde, aber — aber zum Ziele werden wir dadurch nicht gelangen."

Die Oberhofmeisterin hielt ihr schweres Haupt in die Hand gestützt und schien sehr nachdenklich.

„Ich will zugeben," sagte sie, „daß Sie den Brief öffnen dürfen."

Herr v. Balg lächelte verächtlich.

„Oeffnen dürfen! Meine beste Frau Oberhofmeisterin, das hätte ich schon längst gekonnt. Aber ich selbst halte mich nicht für berechtigt die Correspondenz der Tochter unseres Fürsten in solcher Weise zu beaufsichtigen. Das kann nur von einer Frau geschehen — und dazu eben sind Sie meiner Ansicht nach bestellt."

„Es geht zu weit," sagte sie und schüttelte den Kopf. „Wir müssen unserer Stellung Rechnung tragen. Einem Gliede unserer Durchlauchtigen Fanilie so entgegentreten! Einen Brief zu unterschlagen und zu erbrechen! Nein es ist, unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Die Prinzessin würde es mir nie verzeihen. O, ich kenne die Verhältnisse. Wir behalten zuletzt immer Unrecht. Der Fürst wird mich dafür verantwortlich machen, und den Haß der Prinzessin erhalte ich dann in den Kauf. O, ich bin in einer erbarmungsvollen Situation!"

Sie legte den Kopf auf den Tisch auf und seufzte schwer.

Sie konnte nicht dazu gebracht werden, den Brief zu öffnen. Ihre lange Erfahrung ließ sie ganz richtig das Gefährliche des Schrittes erkennen, wie Herr von Balg seinerseits bereits erkannt und deshalb es vorgezogen hatte, ihr denselben zuzuschieben. Sie besaß einen unendlichen Respect vor dem Willen fürstlicher Personen. Sie glaubte, daß denselben alles erlaubt sei, und daß sie nur ungern sich controlirt sähen. War auch die Prinzessin noch jung, so wurde sie doch älter, und mit jedem Jahre wuchs ihr Einfluß. Es wäre mehr als verwegen, in solcher Weise ihr sich entgegenzustellen.

Der Brief lag auf dem Tische, Beide vermieden es nach ihm hinzublicken.

Der Kammerherr lief im Zimmer umher und steckte von Zeit zu Zeit seinen Finger zwischen die Zähne.

Welchen Weg sollte er einschlagen? Er überlegte sehr eifrig. Mann konnte den Brief einfach zurückhalten, ohne ihn zu öffnen und zu lesen. Aber dann brachte es keinen Nutzen, ihn in den Händen zu haben. Und es war klar, daß dies Verfahren der Prinzessin nicht verborgen bleiben würde. Es mußte eine Auseinandersetzung erfolgen — und er wünschte dieselbe noch hinauszuschieben. Ihm lag daran, daß er möglichst lange freie Hand behielt.

Er schien bald zu einem Resultate zu gelangen. Seine Haltung wurde sehr stramm, erhob den Kopf in die Höhe und preßte die Lippen zusammen.

„Wenn ich Alles überdenke," sagte er für sich, „so ist jetzt der Zeitpunkt herangetreten, in dem es heißt zu handeln. Nicht nur schlau, sondern auch mit Kühnheit zu handeln. Es gilt die Prinzessin in Furcht zu setzen, damit sie ihre Hofdame fallen läßt. Dann, Fräulein Olga, sprechen wir mit einander. Es sei!"

„Es sei!" wiederholte er laut. „Ich werde Sie, gnädige Frau, von aller Verantwortung befreien und selbstständig vorgehen. Der Brief—er nahm ihn auf — wird nicht erbrochen werden, sondern ich werde ihn selbst nach der Stadt bringen und dafür sorgen, daß er an seine Adresse gelangt. Verschwiegenheit brauche ich Ihnen wohl nicht erst anzurathen. Adieu, Frau Oberhofmeisterin."

„Was wollen Sie thun?" fragte sie ängstlich.

„Es wird dies von den Umständen abhängen," antwortete er ausweichend.

„Aber um Gotteswillen, Herr von Balg, schonen Sie die Ehre des fürstlichen Hauses!"

„Natürlich liegt mir in erster Linie, daran die Ehre der Prinzessin zu wahren. Das ist das Einzige, was uns zunächst beschäftigen muß."

„Ach ja!" — Sie seufzte — „Mein Kammermädchen kann wohl jetzt —"

„Nein, das Kammermädchen kann nicht," unterbrach er sie. Sie wird mit mir sofort nach der Stadt aufbrechen. Ich habe meine Gründe dazu, sie nicht zurückzulassen. Die Prinzessin darf noch nicht ahnen, daß wir von der Existenz des Briefes wissen. Und wenn Ihre Jungfer zurückbleibt, wird sie natürlich Alles ausschwatzen. Nein, sie wird vorerst von mir nicht freigelassen werden."

„Aber meine Toilette —"

„Ihre Toilette, ja, müssen Sie wohl heute allein machen."

„Das ist unmöglich."

„Nun wohl, Frau Oberhofmeisterin. Ich rathe Ihnen, auf Ihre Toilette zu verzichten und im Zimmer hier auszuharren, bis ich zurückkehre. Dann steht Ihnen das Kammermädchen zur Verfügung. Dadurch wird es auch am leichtesten für Sie werden, der Beobachtung der Prinzessin zu entgehen. Ruhen Sie von Ihren Strapazen weiter aus!"

Er gab ihr Zimmerarrest. Seine Gewalt vergrößerte sich immer mehr. Und die Oberhofmeisterin versuchte keinen Widerspruch, sie fügte sich.

Herr v. Balg ging hinweg und ordnete an, daß sofort eingespannt würde. Eine halbe Stunde später saß er mit Frieda im Wagen und fuhr nach der Stadt. Während er die Kammerjungfer betrachtete, die demüthig im Gefühle der Schuld die Augen nicht aufzuschlugen wagte, rieb sich die Hände und beglückwünschte sich, daß ihm bis jetzt Alles vortrefflich gelungen sei. Er pflegte in Complimenten gegen sich selbst nicht sparsam zu sein.

Herr v. Balg war aus der Stadt zurückgekehrt; er hatte die Rückkehr möglichst beschleunigt. Der Ausdruck seines Gesichts, die Haltung des Körpers zeigten deutlich an, daß er dort mit Erfolg gewirkt habe.

Er begab sich sofort zur Frau Oberhofmeisterin. Diese sah eine triumphirende Miene und wurde mißmuthig. Es gefiel ihr nicht, daß er immer siegreich blieb. Sie hätte ihm gern eine Niederlage gegönnt.

Sie legte nicht die geringste Neugierde an den Tag; sie that keine Frage, um zu erfahren was er in der Stadt verrichtet. Ganz theilnahmlos für sein Schicksal suchte sie emsig nach einer verlorenen Schleife herum.

„Sie wissen, gnädige Frau, daß ich in der bewußten Angelegenheit nach der Stadt gefahren war," sagte er mit Nachdruck.

„Ja wohl, ja wohl," antwortete sie. „Wo ich nur die Schleife hingelegt habe! Ist Frieda mit Ihnen zurückgekommen?"

„Ja, Frau Oberhofmeisterin."

„Dann werde ich wohl jetzt —"

„Jetzt," unterbrach er sie, „darf Ihre Kammerjungfer die sehnlichst gewünschten Dienste erfüllen. — Doch zuvor müssen wir erst ein wenig mit einander verhandeln."

„Könnte ich nicht erst "

Herr v. Balg war schon längst ärgerlich geworden.

„Wirklich unbegreiflich, gnädige Frau! Sie scheinen gar nicht zu ahnen, welche Wichtigkeit meiner Fahrt nach der Stadt beizumessen ist. Ich hätte gedacht, die Ergebnisse derselben müßten mit Spannung von Ihnen erwartet werden, aber —aber Sie verhalten sich mehr als passiv."

„Ich fühle mich sehr ermattet," sagte sie zur Entschuldigung. „Jedoch bitte ich darum, daß Sie mir erzählen —"

(Fortsetzung folgt.)

Des Strumpfwirkers Stentzel aus Dresden unglückliche Liebesgeschichte.

Von ihm selbst erzählt.

Das sein Sie nu freilich mehr als finfenzwanz'g Jahre her, da war ich noch ä sehre hibscher junger Mensch un gelernter Strumbwärker von Broseßion. Dazumals dhat ich als Geselle bei Meester Krausen hier in Dräsen arbeiten, aber 's gab Sie gar nich viel zu dhune, denn was die ronzlichten Strumbwärker sin, die kennen iberhaubt keene großen Geschäfte nich machen, weil de Konkerenz mit de Fabrikanden so sehre drickend is. Das dhat Sie aber ooch weiter nicht so sehre viel schaden, denn Meester Krause war nich etwa bower, ach nee, im Gegendheele, er hatte zwee Haiser un betrieb de Strumbwärkerei blos noch mehr als sei Vergnügen. Ich hatte bei Krausen mei ganz gudes Läben, denn ich kriegte mei scheenes Wochenlohn un Arbeid gab's nich viel, höchstens, daß mer so ä baar Dutzend wollne Strimpe machte oder weiße Zippelmitzen, oder daß mer manchemals mußte Eenem in seine alten boomwollnen Unterhosen ä neies Kreize 'neinmachen — das war Sie mehrschtentheels das ganze Bischen Arbeid, was es geben dhat.

Eene rechte sehre gude Frau war de Frau Meester Krausen, so recht freindlich von Gemithe, un hibsch war se ooch noch for ihre Jahre, das mußte'r ä Jeder lassen. Mit mir war se iberhaubt sehre gud, weil ich'r immer helfen dhat, wenn's in der Wirthschaft was zu dhune gab, un da sagte se dann allemal zu mir:

„Ich danke Sie ooch recht scheene, mei guter Friedrich!"

Das sagte se so sanftmithig, daß es Eenen ordentlich dorch's Herze ging. Meester Krause war ä Bischen sehre schmächlicht uff der Gesundheet, un wie Anfangs de fufz'ger Jahre ä Mal so großes Wasser in Dräsen war, daß de Elbe in viele Haiser bis 'nuff in de erschte Edasche un noch höcher stehen dhat, da war Meester Krause bei die schlechte Wittrung ooch so lange in Wasser mit 'rumgebanscht un hatte sich nasse Beene geholt, un dadervon erwischt er so ä schleichendes Fieber uff der Brust. Na, wie gesagt, Meester Krause hatte dazumals seinen Knacks weggekriegt. Er schleppte sich zwar noch ä baar Jahre so nothdärft'g hin, aber dann — hast De nich gesehn! — eenes scheenen Dags wie er frih uffstehen wollte, war er — dod.

Das war Sie nu ä forchtbarer Jammer for die gute Meester Krausen, un se wußte sich aus Jämmerlichkeit gar nich zu fassen.

„Friedrich," sagte se zu mir, „nich wahr, Sie helfen mir ooch ä Bischen mei Unglicke mit zu tragen," sagte se, „denn Sie sein doch der Eenzigste, uff den ich mich jetz verlassen kann," sagte se.

„Frau Meestern," sagt' ich, „haben Se keene Angst nich, ich lasse Se gewiß nicht in Stiche, wees der Herre!" sagt' ich.

Da worde de Meester Krausen ganz gerihrt un drickte mer eenmal iber's andere de Hände vor Dankbarkeit. — Sähn Se, nu ließen mer den guten Meester Krause begraben, so nowel un scheene, daß er sich gewiß selbst gefreit hätte, wenn er's hätte mit ansehn kennen.

Nach Meester Krause seinem Dode sie's aber nu doch recht eensam un stille im Hause. De Frau Meesters weente sie sehre viel, un wenn ich se ä Mal ä Bischen dröster wollte, half das ooch nischt, denn da fing se dann hernacheus gewehnlich erscht recht sehre an zu weenen un zu lamendiren. Dieserthalb verhielt ich mich nu ooch ganz stille un ließ de Wittwe Krausen so viel weenen wie se wollte. Ich vor meinen Dheel machte nach wie vor mei bischen Arbeid ruhig fort, wenn's was zu dhune gab, un wenn's nischt zu dhune gab, da machte ich ooch wieder nischt, grade wie's so kam. Zu Mittage aß ich mit der Meesterswittwe an eenen Dische un ich freite mich ordentlich, wie se so nach ä baar Monaten doch wieder ä bischen [illegible] dhat. Ich erzählte ihr manches Mal was, wenn's grade was Neies gab, dann aber saßen mer ooch ofte ganz meischenstille enander gegeniber. Ab un zu war mer's wohl ooch, als ob wie wenn mich de Frau Meestern manchemals iber'n Deller weg so ä sanften melankolischen Blick zuwerfen dhäte, als wollte se so bei sich sagen: Friedrich, Du bist doch eegentlich ä rechter guter Kerl, uff den sich so eene arme eensame Strumbwärkermeesterswittfrau ganz verlassen kennte!—Un sähn Se, das ging mir allemal dorch un dorch; ich fihlte, daß ordentlich mei Herze bäwern dhat. De Wittwe Krausen war for ihre Jahre ibrigens noch eene sehre hibsche Frau, un wenn ich mer iberlegte, daß ich doch ooch grade keen so ibler Mensch nich war, da müßt' ich mich doch fragen, worum ich denn nich ooch grade so gut wie der säl'ge Meester Krause for'n heil'gen Ehestand bassen dhun kennte? Die Sache ging mer hell'sch im Koppe 'rum, un nu guckte ich manchemals bei Dische iber'n Deller de Wittwe Krausen ooch so recht sanftmithig an, und da worde se allemal feierrod bis hinter de Ohrläppchens, — und sähen Se, da wees doch am Ende jeder Mensch, daß es allemal ä gutes Zeechen von Gefihl un gegenseitige Liebe is, wenn ä Frauenzimmer rod werd, sobald mer se so sanft ansehen dhut.

De gute Meester Krausen war nu endlich ooch schon iber ä Jahr Wittfrau un ihr Geburtsdag rickte sachtchen wieder 'ran, un bei der Gelegenheit wollte ich mer endlich ä Härze fassen un mich ä bischen deitlicher erklären. Nu wußte ich Sie aber doch, daß de Frau Meestern so sehre gefillte Fannkuchen von'n Konditer essen dhat, un dadruff hin hatte ich se nu meinen Blan gemacht. Ich wollte nämlich eene ordentlich zarte Liebeserklärung an de Meestern riskiren, un weil mer erscht immer nischt Ordentliches einfallen wollte, da nahm ich Schillern seine gesammelten Werke her, weil der for solche Gelegenheeten doch eegentlich viel bewanderter geweien is, als wie unser Eener. Ich habe se aber doch bei Schillern lange genug 'rumsuchen missen, weil uff meine Sidewaziohn gar nischt so recht bassen wollte. Endlich fiel ich uff de Glocke — Sie wissen schon, das scheene lange Gedichte! — un da fand ich ooch was for mich drinne. Uff ä halben Bogen rosenrodes Briefbabir schrieb ich also:

Es briefe, wer sich ewigt binden dhut,
Ob sich das Herze ooch zum Herze finden dhut!
Der Wahn is korz un de Reihe is lang,
Aber ich liebe Sie, Frau Meestern, Gott sei Dank!

Die letzte Zeile ist nich von Schillern, die hatte ich selbst gedicht't, denn ich mußte ooch was derzu machen, weil Schiller grade de eegentliche Poänkte for mich vergessen hatte. Nu ging ich Sie also hin uff'n Altmarcht zu Herr Kasber Drobben, was der beriemteste Konditer un Fannkuchenbäcker in gans Dräsen is un sagte zu'n:

„Herr Drobb," sagte ich, „backen Se mer doch ä Mal dreizehn gefillte Fannkuchen," sagt' ich, „sechse mit Aborkosenfille un sechse mit Hinlbeerfille," sagt' ich, „un den dreizehnten den machen se noch zweemal so groß wie de andern, un da backen Se als Fille hier den rosenroden Babierzeddel 'nein," sagt' ich.

„Scheene," sagte Herr Drobb, „das will ich Sie schon ordentlich besorgen!" Un das dhat er ooch; aber ich wollte, er hätt's lieber nich gedahn.

Den andern Dag frih war nu de Meesterswittwe ihr Geburdsdag, un da nahm ich meine dreizehn Fannkuchen un legte se uff eene Bratenschiffel; unten de zweif kleenen un obendruff den großen, der mit meiner Liebeserklärung gefillt war, damit, daß ihr der gleich in de Oogen fallen sollte. Ich hatte mer iberdies ooch noch eene sehr scheene rihrende Anrede eingestudirt, aber wie ich nu mit meine Fannkuchenschiffel zur Frau Meestern komme, da worgt's mich un worgt mich, un ich bringe keen eenzigtes Wort nich 'raus. De gute Krausen war for ihren Dheel ooch ganz gerihrt un weente vor Freide, wie se mich mit mei Geburtstaggeschenke ankommen sehn dhat, aber sagen konnte se ooch nischt vor lauter Rihrung. Endlich faßte ich mer doch ä kleenes Bischen Herze und sagte:

„Frau Meestern, ich gradolire Sie zu Ihren heidigten Geburtsdage; langen Sie sich zu un essen Se zu allererscht den großen obendruff, un das Ibrige werd sich dann schone finden," sagte ich.

Weiter konnte ich Sie ooch nischt 'rausbringen, un nu stellte ich meine Fannkuchenschiffel hin un ging wieder meiner Weige, denn ich dachte so bei mir in meinem dummee Gedanken: die ganze Sache muß sich nu von alleene machen, wenn de Meester Krausen in den großen Fannkuchen meine Liebeserklärung finden dhut. Aber ach Herr Jemersch nee, heeren Se, das sollte Sie ganz andersch kommen, un von hier an geht nu eegentlich mei draurigtes Schicksal erscht an.

Es möchte ferleicht eene värtel Stunde vorgangen sein un ich warte egal mit Herzkloppen, daß mich de Meestern soll rufen lassen, aber's blieb Sie Alles stille, blos uff eenmal ging Sie ä forchtbares Geschreie los in der Frau Krausen ihre Stube. Ich also nu nadirlich gleich wie der Wind ihn un reißt de Dhire uff — un da liegt Sie de Meester Krausen der Länge lang uff der Erde, hat ä ganz feierrodes Gesicht, kann keene Luft nich kriegen und screit un krimmt sich hin un her wie ä Worm. In meiner Seelenangst loofe ich nu gleich zu Dokter Millern un der ooch gleich in Galopp wieder mit mir zurücke, aber ach! — da war Sie's schon zu späte! Da lag de Meester Krausen jetzt mit ä ganz feilchenblauen Gesichte un war Sie — mausedod. Der Doktor Miller schlug ihr eene Ader, aber 's half ooch nich mehr: er schittelte den Kopp un sagte: „Se ist derstickt!" Un so war Sie's ooch. Die zwelf Fannkuchen mit de Aborkosen- un Hinkbeerfille waren zwar noch alle zwelfe da, aber der große mit meiner rosenroden Liebeserklärung war fort, den hatte de Meester Krausen gegessen. Nu worde se gesekzirt un da fand sich ooch richtig in de Luftröhre ä Sticke von den Fannkuchen mit der ganzen Liebeserklärung so feste eingequetscht, daß keene Luft nich mehr dorchgegangen war, weil de gute Meester Krausen ä so sehr großen Bissen uff eenmal gemacht hatte.

Na aber meine Verzweiflung, die kennen Se sich gar nich vorstellen. Wenn ich nu so denken dhat, daß ich eigentlich mei Glicke schone so halb un halb feste in'n Haaren hatte, denn das weeß ich doch ganz gewiß, daß de Meester Krausen nich „Nee" gesagt hätte un daß se äben nur uff meine Erkläirung warten dhat, un nu mußte die infamigte Geschichte mit den Fannkuchen bassiren, un — aus war's, meine ganze Liebe hatte nischt genitzt, 's war Sie Alles blos for de Katze gewesen. Das kann ich Sie aber sagen: ich worde, weeß Kneppchen, fast närr'sch im Koppe, un meine Verzweiflung hätten Se nur ä Mal sehn sollen; die war so forchtbar, daß ich mich am Ende for mir sälber dhat un zumal Abends in de erschten Zeit gar nich mehr mir alleene zusammenbleiben konnte, weil ich ferleicht mir ä Leeds angethan hätte. Nach un nach fand ich mich zwar ooch wieder in mei draurigtes Schicksal, aber eene Sache ging mer doch immer noch bei Dage un bei Nacht in Koppe 'rum, nämlich: ob de qute Meester Krausen eegentlich mehr dorch das Gedichte oder mehr dorch den Fannkuchen um's Läben gekommen sein dhäte! Das ließ mer Sie keene Ruhe nich, un endlich geh' ich eenes scheenen Dags hin zum Konditor Drobben un lege dem ganz ruhig die Sache vor. Aber Dunnerlitzchen, da kam ich Sie nich schlecht an, denn der worde ganz uffgebracht un meente: wie denn nur eegentlich ä vorniuft'ger Mensch kennte eene so sehr dumme Frage dhun.

„Sähen Se," sagt er zu mir, „wenn de säl'ge Krausen meintswegen alle zwelf Aborkosen- un Hinlbeerfannkuchen uff eenmal gegessen hätte," sagt' er, „da wäre se ooch noch nich d'ran gestorben, sondern se hätte sich hechstens in Magen ä bischen sehre verdorben," sagt' er. „Aber wenn mer läßt ä ganzes Gedichte uff rosenrodes Babir als Fille in ä Fannkuchen backen un 's worgt das Eens bei'n Essen aus Versähn mit hinter, der is nadirlicher Weise um sei Läben wie eene Mitze; denn," sagt Herr Drobb, „so scheene ooch Schillern seine Glocke an und for sich is, als Fannkuchenfille aber baßt se gar nich, un do werde se ooch der Zehnte nich verdragen kennen."

Sähn Se, un so is es ooch un Drobb hatte Recht, aber friher hette mer das nur wissen sollen, da wäre mei ganzes Unglick nich bassirt.

A. B.

Der Apfelbiß.

Eine Kriminalgeschichte.

Paris war einmal durch eine Mordthat in Aufregung versetzt worden.

An und für sich ist ein derartiges Verbrechen nichts Seltenes in dem großen Seinebabel; nicht gering mag die Zahl der Menschenleben sein, welche im Laufe eines Jahres durch ruchlose Hand geopfert werden. Nur zu oft aber wird der Schleier nicht gelüftet, der darüber ruht. Wie viele der in der Morgue niedergelegten Leichen, welche die Seine herausgab, entsetzliche Geschichten erzählen, wäre ihre Zunge nicht starr! Ueber wie viele Vergiftungen deckt der Friedhof von Pere Lachaise die kühle Erde; wie mancher Ermordete wandert in die Kloaken, wo Legionen Ratten bald Nichts von ihm übrig lassen, als die nackten Knochen!

Diesmal aber war die That mit Frechheit in einem von unzähligen Miethern bewohnten Hause verübt worden. Der Mörder hatte zwar einen Versuch gemacht, die Spuren seines blutigen Werkes zu verbergen, aber dieser Versuch war total mißlungen.

In einer der Miethkasernen der Vorstadt St. Antoine wohnte im fünften Stocke eine hübsche junge Weißnäherin, Celeste Dubois. Sie war keineswegs eine fleißige Arbeiterin; ihre Haupteinnahmen flossen aus sehr unlauterer Quelle, denn Celeste war eine eifrige Besucherin der öffentlichen Bälle und liebte abendliche Promenaden auf den Boulevards. Der Portier drückte die Augen zu, ihm brachte die Dubois manches willkommene Trinkgeld ein. Und ihre Zimmernachbarn? Sie kümmerten sich wenig um das Treiben ihrer Hausgenossen; große Sittenstrenge findet man nur vereinzelt, etwa in wenigen aristokratischen Stadtvierteln der guten Stadt Paris; hier gewiß nicht.

Eines Morgens, als die Portiersfrau, deren Mann nebenbei das Schuhflickergeschäft betrieb, dem jungen Mädchen ein Paar reparirte Stiefletten bringen wollte, fand sie die Thüre nur angelehnt. Die Frau klopfte an und trat ein, da sie keine Antwort erhielt. Fast wäre sie vor Schreck in Ohnmacht gefallen: Celeste lag mit durchschnittenem Halse auf dem Sopha.

Das Alarmgeschrei der Portiersfrau rief die Nachbarn herzu; bald erschien auch der Polizeikommissär, der das Zimmer bis zum Eintreffen des Untersuchungsgerichtes absperrte.

Der aufgenomme Thatbestand ließ keinen Zweifel übrig, daß hier ein Mord begangen worden. Man fand auf dem Schooße der Ermordeten ein blutiges Rasirmesser, welches ersichtlich als Mordwerkzeug gedient hatte, und ihre Hände waren blutbefleckt, so daß auf den ersten Anblick ein Selbstmord begangen zu sein schien. Aber die Halswunde war so tief, daß schwerlich das Mädchen sie sich selbst hätte beibringen können, das Messer war bis auf die Wirbelknochen gedrungen und trug Scharten von deren Berührung, und der Schnitt ging von recht nach links; außerdem konstatirte der Gerichtsarzt, daß die Hände der Ermordeten nur durch Anwischen von Blut absichtlich befleckt worden waren; der Mörder mußte also versucht haben, auf diese Art die Spuren seiner That zu verbergen. Außerdem war die Ermordete beraubt worden. Eine Summe von 60 Francs in Napoleons fehlte; die Dubois hatte das Geld, ihren Nothpfennig, noch am Nachmittage vorher der Portiersfrau und einem ihrer Nachbarn gezeigt und erzählt, sie bewahre es in einem alten Strumpfe auf, der in ihrer Matratze versteckt sei.

Schon nach wenigen Stunden ward ein Mann verhaftet, welcher im höchsten Grade der That verdächtig erschien. Es war ein im sechsten Stock, in einer Dachkammer desselben Hauses wohnender Schlossergehilfe, ein verheiratheter Mann, Vater von zwei Kindern, bisher unbescholten; er befand sich durch unverschuldetes Mißgeschick in bedrängter Lage und hatte am Tage vor der That keinen Sou, um Brod für sich und seine Familie zu kaufen. Der Schlosser, mit Namen Ferrand, war es gewesen, dem die Dubois auf dem Korridor ihr Geld gezeigt hatte, wie die Portiersfrau bezeugte. Die Frau sagte ferner aus, daß sie dem Manne einen sehr schönen Apfel für seine Kinder geschenkt habe. Dieser Apfel, welchen Ferrand in die Tasche gesteckt hatte, fand sich im Zimmer der Ermordeten, nur ein Stück war herausgebissen. Ferner fand man bei der Visitation Ferrand's ein Zwanzig Francs-Stück; ein zweites hatte er am Morgen im Bäckerladen gewechselt.

Ferrand betheuerte seine Unschuld. Seine Aussage lautete: „Ich sprach mit der Dubois auf dem Korridor noch, nachdem die Portiersfrau bereits fortgegangen war. Sie bat mich, ihr ein Rasirmesser zu leihen, um sich ein lästiges Hühnerauge zu schneiden. Ich holte das Messer, gab es ihr und wagte es, sie auch um eine Anleihe zu bitten, da es augenblicklich mir so schlecht ginge. Die Dubois war ein sehr gutmüthiges Geschöpf und kannte mich als ehrlichen Mann; sie lieh mir zwei Napoleons auf acht Tage. Zinsen wollte sie keine andere haben, als den Apfel, welchen ich noch in der Tasche hatte; ich freute mich, ihr diesen Gefallen thun zu können. An dem Morde bin ich unschuldig."

Der Untersuchungsrichter schüttelte ungläubig den Kopf und ließ den Schlossergehilfen in Haft nehmen.

Die Frau Ferrand ward vernommen; sie wußte weder von der Anleihe etwas, noch von der Verschenkung des Apfels, noch davon, daß ihr Mann der Dubois ein Rasirmesser geliehen habe. Ferrand, dem dies sofort vorgehalten ward, erklärte, daß seine Frau sehr eifersüchtig sei; sie habe ihn schon wiederholt gebeten, sich von der liederlichen Dubois fern zu halten, und deshalb habe er nicht gewagt, ihr die Quelle des Geldes zu nennen oder des Gesprächs Erwähnung zu thun.

Frau Ferrand war außer sich vor Schrecken, als sie vernahm, welches Verbrechens ihr Mann verdächtig erscheine. Sie eilte zum Polizeipräsidenten, stürzte sich ihm zu Füßen und beschwor ihn mit Thränen, sich des armen Unschuldigen anzunehmen. Der Polizeipräsident war tief ergriffen; er glaubte zwar nicht an die Unschuld des Schlossergehilfen, rief aber dennoch einen der geschicktesten Beamten der Entdeckungspolizei und beorderte ihn, die Sache nochmals gründlich zu untersuchen.

Der Beamte, Bellier ist sein Name, begab sich zunächst nach dem Orte der That und nahm die kleinsten Kleinigkeiten, welche sich im Zimmer befanden, in Augenschein. Dann ließ er einen Zahnkünstler holen und von demselben einen grauen Wachsabdruck des Gebisses des Ermordeten nehmen. Der Wachsabdruck war mit einer Kompositionsmasse ausgefüllt und die auf diese Weise entstandene Nachbildung der Zähne der Dubois sorgfältig aufbewahrt; Gleiches geschah mit den Zähnen Ferrand's und auch der Apfel oder richtiger das aus demselben herausgebissene Stück ward derselben Prozedur unterzogen.

Schon an demselben Tage war festgestellt, daß weder die Dubois noch Ferrand den Apfel angebissen hatten. Ihre Gebisse paßten nicht zu dem fehlenden Stück. Der Mensch, welcher den Apfel kostete, hatte einen schadhaften Zahn links neben dem Augenzahn.

Während des Abends durchstreiften einige zwanzig verkleidete Polizisten die verrufenen Schenken und Restaurationen des Stadtviertels und beobachteten scharf alle Leute, welche sie essen oder trinken sahen, um etwaige Zahnlücken zu entdecken.

Noch in der Nacht führte man einen oft bestraften Verbrecher auf die Polizeipräfektur und ersuchte ihn höflich seine Zähne in Wachs zu beißen. Der Abdruck stimmte mit dem Apfelbiß, die Zahnlücke gab ein unverkennbares Merkmal. Wie vom Blitz getroffen gestand der Mörder sofort und Ferrand konnte schon am Morgen seiner Familie zurückgegeben werden.

In früheren Jahrhunderten wären Folter und Schaffot dem armen Schlosser sicher gewesen.

Die Markgräfin von Baireuth.

Nach der Erzählung eines Franzosen mi getheilt

von

Wilhelm Girschner.

Als der Kaiser Napoleon im Jahr 1808 den berühmten Fürstenkongreß zu Erfurt veranstaltet hatte, wurden die französischen Truppen dort in der Gegend zusammengezogen. Wir lagen in Dörfern um die Stadt Baireuth. Unsern von unserem Quartiere erhob sich auf einem Hügel das alte Stammschloß der Markgrafen von Baireuth, malerisch gelegen, aber trotzdem seit dem Tode der letzten Markgräfin, Wilhelmine von Brandenburg, ganz öde und verlassen. Es war ein Ort der Furcht und des Schreckens für die Umwohner, denn es ging die Sage, die letztverstorbene Markgräfin gehe dort allnächtlich um und durchwandle im weißen langen Kleide, eine Fackel in der Hand, die verlassenen Räume. Viele behaupten steif und fest, sie so gesehen zu haben.

Der Mann, bei dem wir im Quartiere lagen, war sehr abergläubisch und schenkte daher allen diesen Erzählungen vollen Glauben. Eines Abends unterhielt er uns mit einigen derselben und zeigte dabei so viel Ueberzeugung und festen Glauben, daß sie auf einen unserer Kameraden, den Artillerieleutenant G., den tiefsten Eindruck zu machen schienen. Nach einer Weile ernsten Nachdenkens sagte er zu unserem Wirth:

„Herr Wolburg, wollten Sie mir morgen wohl den Weg zum Schlosse zeigen? Ich möchte gern eine Nacht darin bleiben, um den Leuten zu beweisen, daß die wunderbare Erscheinung der Markgräfin nur in ihrer Einbildung existirt."

„Wenn ich Ihnen rathen darf, mein lieber Herr Offizier, so geben Sie diesen Vorsatz auf — es könnte Ihnen dabei mancherlei begegnen, was Ihnen nicht lieb wäre. Unlängst hatte auch ein muthiger, unerschrockener Mann aus Wunsiedel, so ein Waghals, wie man sagt, das Gelüste, die Markgräfin zu sehen, und er hat sie auch gesehen; — aber ihr Anblick hat auf ihn einen so Mark und Bein erschütternden Eindruck gemacht, daß er seinen Verstand verlor."

„Mein Entschluß steht fest," entgegnete der Lieutenant. „Morgen bringe ich die Nacht im Schlosse zu und mache die Bekanntschaft der Schwester des großen Friedrich."

In der That führte unser Kamerad anderen Tages seinen Entschluß auch aus. Als die Nacht heranbrach, begab er sich, nachher sich mit guten Waffen, einer Flasche Rum, Zucker und Allem, was man zur Bereitung von Punsch braucht, versehen hatte, auf den Weg nach dem öden, unbewohnten Schlosse. Wir mußten ihn auf seine Bitte bis an das Schloßthor begleiten. Der Weg war wenig betreten; auf und an demselben wuchert Dorn und Gestrüpp, durch welche wir uns oftmals Bahn brechen mußten. Am Thore angelangt, schlug G. Feuer an, entzündete damit eine mitgenommene Fackel und wünschte uns eine gute Nacht. Wir drückten ihm die Hand und wünschten ihm einen guten Erfolg seines Abenteuers. Dann ging er muthigen Schrittes durch die Vorhalle, welche in den großen Hof führte, und wir verloren ihn bald aus dem Gesichte. Der Muth unseres Kameraden war längst erprobt, daher waren wir nicht um ihn besorgt und machten uns wohlgemuth auf den Ruckweg. Ungefähr auf der Hälfte des Weges sahen wir noch einmal nach dem Schlosse zurück und erblickten durch die Fenster des obern Stockwerks auf der Ostseite den Schein der Fackel; bald jedoch verschwand das Licht.

Bei unserer Zurückkunft fanden wir unseren Wirth in einem Zustande von Angst und Aufregung; er beklagte das junge Leben unseres Kameraden und meinte, er käme nicht lebendig wieder aus dem Schlosse heraus. Er steckte uns mit seiner Furcht an; auch wir konnten uns einer gewissen ängstlichen Unruhe nicht erwehren, eine fröhliche Stimmung wollte den Abend nicht wieder bei uns aufkommen, und wir fingen an uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir unseren Freund bei seinem tollkühnen Unternehmen allein gelassen hatten.

Kaum färbte das Morgenroth die Thürme des Schlosses, so machten wir uns auf, um zu sehen, was aus ihm geworden sei. Nicht lange waren wir gegangen, so kam er uns bereits entgegen. Sein Gesicht war ruhig, aber todtenbleich, seine Kleidung in völliger Unordnung. „Hast Du die Markgräfin gesehen?" riefen wir ihm einstimmig zu. Allein er schien keines Wortes mächtig zu sein, antwortete nicht und ging schweigend neben uns her. In unserem Quartiere angekommen, ging er zuerst nach der Küche, wo sich der Wirth befand, der sehr erfreut war, ihn wieder zu sehen. Dann legte G. Mantel und Waffen ab und setzte sich schweigend, in tiefes Nachdenken versunken, in eine Ecke des Zimmers.

„So sag' doch, ob Du die Markgräfin gesehen hast?" frug ihn einer unserer Kameraden von Neuem.

„Ja, ich habe sie gesehen und sogar mit ihr gesprochen," antwortete er kalt und ausdruckslos.

Der Wirth kam mit dem Frühstück dazwischen; wir ließen es uns schmecken, nur G. wollte nichts genießen.

Als wir mit Essen fertig waren, bestürmten wir den Schloßbesucher von Neuem mit Fragen, und er begann endlich:

„Ich spielte gestern wie Ihr den Freigeist und hielt alle jene Erzählungen von der übernatürlichen Erscheinung des Markgräfin im Schlosse für Wirkung des Aberglaubens und Mangels an Bildung oder für Gebilde einer krankhaften Einbildungskraft. Ich wollte dies durch meinen Aufenthalt im Schlosse beweisen und dadurch den Aberglauben und die Vorurtheile der Leute in dieser Gegend zerstören. Doch das, was ich mit meinen eigenen Augen diese Nacht dort gesehen habe, hat mich eines Anderen belehrt."

„Du wirst uns doch nicht glauben machen wollen, Du habest wirklich die Markgräfin gesehen?" erwiderten einige von uns, ungläubig lächelnd. „Nein, Du willst uns wohl, nur etwas aufbinden."

„Hört Alles, was mir in der vergangenen Nacht begegnet ist," fuhr er ernst und ruhig fort; „ich will es euch streng nach der Wahrheit und mit den kleinsten Umständen erzählen, und dann urtheilt."

„Wir sind neugierig auf Deine Erlebnisse, bitte, erzähle!" — G. begann folgendermaßen:

„Nachdem ich durch den dunklen gewölbten Eingang des Schlosses geschritten, befand ich mich in einem großen viereckigen Hofe. Er zeugte davon, daß ihn seit langer Zeit kein menschlicher Fuß betreten hatte, denn er war überall dicht mit Unkraut und Gestrüpp bedeckt, das mit großer Ueppigkeit zwischen den Steinen des Pflasters hervorgeschossen war. Der Schall meiner Tritte wie das Licht meiner Fackel scheuchte Nachtschmetterlinge, Kröten und verschiedenes anderes unheimliches Gethier auf, das sich im Hofe aufhielt; ebenso die Nachtvögel, welche die hohen Zinnen bewohnten. Von allen Seiten her ließen sich die fremdartigsten, verschiedensten Töne hören, welche in meinen Ohren wie die Musik höllischer Geister klangen. Ich ging auf eine Thüre in der Mitte des rechten Flügels zu; sie gab dem ersten Versuche, sie zu öffnen, nach und führte in einer langen Gang, der tausendfach verstärkt den dumpfen Ton wiederholte, mit dem sie sich in ihrer Angeln bewegte. Grabesstille folgte. Vor mir befand sich eine große schöne Treppe; ich stieg hinauf und gelangte in die erste Etage. Eine Zimmerthüre, die ich hier öffnete, knarrte unheimlich und durch den langen Korridor schallend in ihren Angeln, und es wehte mir aus dem Gemach, das wohl seit einem halben Jahrhundert nicht geöffnet worden war, eine moderige Kellerluft entgegen. Ich trat hinein; die Tapeten hingen in Stücken herum, es enthielt nur wenige altmodische Möbeln, aber keinen Kamin, weshalb es zu meinem Aufenthaltsorte nicht geeignet war. Eine andere Thüre, welche offen stand, führte aus diesem Gemach durch eine lange Reihe von Gemächern, ich durchschritt sie und fand eines darunter, welches etwas größer als die anderen und mit einem Kamin versehen war. Dies wählte ich zu meinem Aufenthalte. Ich legte meine Waffen und Mundvorräthe ab und unterzog das Zimmer einer aufmerksamen Untersuchung. Auch hier hingen uralte Seidentapeten in langen Fetzen von den Wänden herab; drei alte Stühle, einige andere zerfallene Möbel aus Eichenholz waren Alles, was ich sonst noch fand. Aus Tapeten machte ich mir im Kamine ein Feuer an, in welchem bald eine knisternde Flamme flackerte. Mit einem Tische verrammelte ich die Thüre, zog einen Stuhl an das Feuer, bereitete meinen Punsch, zündete meine Pfeife an und erwartete gelassen die Mitternachtsstunde, zu welcher die Markgräfin sich zeigen sollte.

Die Nacht war still, und ihr geheimnißvolles Schweigen wurde nur unterbrochen durch das Geschrei der Eulen oder das leichte Zittern der Fensterscheiben, die ein schwacher Westwind bewegte. Ich trank ziemlich viel Punsch, der meinen Muth erhöhte. Ich sah fleißig nach meiner Uhr, ob die Mitternachtsstunde noch nicht da sei; endlich, als ich wieder einmal meine Uhr herauszog, wies der Zeiger bereits mehrere Minuten darüber. Die Erscheinung hat sich nicht gezeigt, dachte ich, du willst dich dem Schlafe überlassen. — Aber plötzlich vernahm ich ein Geräusch wie von nahenden Schritten; es verstärkte sich, und ich hörte es deutlich, wie sich die Schritte nach der Thüre meines Gemachs richteten. Ich ergriff eine meiner Pistolen, spannte den Hahn, und in demselben Augenblicke stürzte die Thüre mit dem Tische davor unter mächtigem Gekrache ein. Ich prallte mehrere Schritte zurück und sah dann eine weiße Frauengestalt mit ernstem, abgemessenem Schritt auf mich zukommen. Ein langer weißer Schleier verhüllte sie von Kopf bis zu Fuß; in der einen Hand hielt sie von Kopf bis zu Fuß; in der einen Hand hielt sie ein Art phosphorischen Lichtes, das einen röthlichen Brust war ihr Kleid und Blut befleckt. Ihr Gesicht war bleich und abgezehrt, verrieth aber gleichwohl Adel und Schönheit, und aus ihren großen schwarzen Augen blickten Schmerz und Güte. Es war kein Zweifel, sie war die Markgräfin von Baireuth, denn das Ganze ihrer Züge glich einigermaßen dem Porträt ihres Bruders, Friedrichs des Großen. Ich muß offen gestehen—denn welchem Sterblichen wäre es anders ergangen — daß ich beim Anblicke und der Annäherung dieser gespenstischen Erscheinung außer Fassung gerieth und ein Gefühl von Schauder und Schrecken nicht unterdrücken konnte. Erst als die Markgräfin einige Schritte vor mir stehen blieb, war ich wieder einigermaßen zu mir gekommen.

„Sie sind Franzose und Soldat; werden Sie sich vor einer Frau fürchten?" frug sie in einem Tone, der nichts Irdisches hatte, ihre Blicke auf meine Pistole geheftet, die ich krampfhaft in der Hand hielt.

Ich war in dem Augenblicke unfähig, etwas zu erwidern, legte jedoch meine Pistole aus der Hand.

„Ich bin Wilhelmine von Brandenburg letzte Markgräfin von Baireuth," fuhr die Erscheinung sogleich fort; „ich weiß, was Sie hieher geführt hat; aber ich wünsche, unsere Begegnung möchte noch einen anderen Nutzen haben, nämlich Sie zum Glücke führen, den Ruhm Ihres Kaisers erhöhen und Europa den Frieden sichern."

Hierauf theilte sie mir Dinge von hoher politischer Wichtigkeit mit, die ich jedoch nur Einem Menschen in der Welt mittheilen darf — unserem Kaiser!

Als die Markgräfin ihre Mittheilungen geendet, nickte sie leicht mit dem Kopfe, schritt auf eine kleine Tapetenthüre zu, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte, und verschwand durch dieselbe. Noch einige Sekunden hörte ich ihre langsamen feierlichen Tritte, dann sank Alles wieder in die vorige Stille zurück. Ich fiel in einen festen Schlaf, aus dem mich erst die Morgensonne erweckte, als sie mir hell in die Augen schien." — — —

Unser Kamerad hatte sein Abenteuer mit so viel Ernst und Glaubwürdigkeit erzählt, daß wir keine Zweifel daran zu äußern vermochten. Wir setzten ihm nur wiederholt mit Bitten zu, uns das Geheimniß mitzutheilen, das ihm die Erscheinung im Schlosse anvertraut hatte; aber er ließ sich nicht dazu bewegen.

Es verbreitete sich alsbald das Gerücht vor dem Vorgefallenen. Die Wenigsten von unseren Leuten glaubten jedoch daran, daß G. wirklich die Markgräfin gesehen habe, und unsere Vorgesetzten scherzten darüber. Selbst unser Divisionsgeneral Dulauloy hatte davon gehört. Er wunderte sich sehr, daß ein Mann wie G. an solche Gespenstermärchen glaube und ließ ihn zu sich kommen. G. behauptete fest, die Markgräfin gesehen zu haben, auch erzählte er dem General, daß sie ihm höchst wichtige politische Mittheilungen gemacht habe, welche den Kaiser beträfen, die er aber nur diesem selbst mittheilen dürfe. Der General sprach mit dem Fürsten Cambaceres von der sonderbaren Geschichte. Dieser wünschte den Lieutenant G. gleichfalls zu sprechen und hoffte, ihm das Geheimniß zu entlocken. Er ließ ihn daher zur Tafel laden, konnte aber auch nicht mehr erfahren als die Uebrigen.

Durch Cambaceres erfuhr auch der Kaiser davon, und da er das Wunderbare und Abenteuerliche liebte, hörte er die Erzählung desselben mit Vergnügen an lächelte, sagte aber nichts. Zwei Tage darauf ward der Lieutenant G. zum Kaiser befohlen.

„Sie haben die berühmte Markgräfin gesehen?" frug ihn Napoleon.

„Ja, Sire."

„Wollen Sie mir Ihr Abenteuer erzählen?"

„Zu Befehl, Sire, doch kann ich Ihnen nur allein sagen, was mir die Markgräfin anvertraut hat."

Der Kaiser gab ein Zeichen und Alle, die sich im Zimmer befanden, entfernten sich.

„Ohne Zweifel bilden Sie sich nicht ein, in mir einen Gläubigen für Ihre lächerlichen absurden Kindermärchen zu finden?" sagte jetzt Napoleon zu G., bevor dieser seine Erzählung begann, mit ernster, strenger Miene.

„Sire," antwortete G., ohne die Fassung zu verlieren, „ich werde Ew. Majestät nichts als die Wahrheit sagen. Das Geschehene ist allerdings wunderbar und kaum glaublich; aber ich versichere auf mein soldatisches Ehrenwort, daß Alles, was ich Ihnen sage, ich selbst gesehen und gehört habe."

„Ich werde Sie anhören."

Der Leutenant erzählte dem Kaiser nun genau, wie zuvor seinen Kameraden, auf welche Weise er in's Schloß gekommen, wie die Markgräfin ihm erschienen sei, und, wie sie ihm Mittheilungen gemacht habe, bei denen sie ihm ausdrücklich auf die Seele gebunden habe, sie Niemanden, als dem Kaiser selbst, wieder zu erzählen. Die Worte der weißen Frau aber sollen folgendermaßen gelautet haben:

„Sie dienen einem großen Manne. Führt ihn sein Ehrgeiz zu weit, so kann er die größten Männer des Alterthums wie der Neuzeit als Gesetzgeber übertreffen, wie er sie bereits als Krieger überragt. Bald wird die Tochter der Cäseren ihm ehelich verbunden sein und die kaiserliche Krone tragen; ein Sohn wird seine Dynastie und seinen Thron sichern. Aber nach diesem gewaltigen Ereignisse lege er das Schwert der Schlachten nieder, lasse Deutschland und den ganzen Norden im Frieden, befestigte seine Macht und gründe das Glück seiner Unterthanen. Denn am Pole heulen grauenhafte Stürme, der Blitz sammelt sie an, ein mächtiges Flammenmeer erhebt sich gen Himmel — er fürchte ein zweites Pultawa und fürchte, daß er noch eines schlechteren Todes sterben kann als Karl XII."

Was der Kaiser auf diese Prophezeihung erwiedert und welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hat, ist nicht bekannt geworden. Wenige Tage darauf aber ward G. von ihm zum Kapitän und kaiserlichen Ordonnanzoffizier ernannt. Nach einiger Zeit wurde er Bataillonschef und zeichnete sich derart aus, daß er allmählig bis zum General avancirte.

In der Schlacht bei Aspern, wo Napoleon I. seine erste Niederlage erlitt, erhielt G. eine schwere Wunde, die ihn lange Zeit an's Krankenlager fesselte und ihn verhinderte, Napoleon's verhängnißvollen Zug nach Rußland mitzumachen. Nach seiner völligen Genesung sah er die wenigen Trümmer der „großen Armee" aus den russischen Leichenfeldern zurückkehren — da dachte er an die Prophetin im Schlosse von Baireuth, deren Mahnung Napoleon nicht befolgt hatte.

Aus dem Leben des Tragöden Talma.

Man hat oft über das eigentliche Wesen der Schauspielkunst gestritten. Die Frage ist oft erörtert worden ob nicht das Spiel nach einer in der Seele des Künstlers ausgebildeten Charakterzeichnung jenem gewagten vorzuziehen sei, wo sich der Darsteller der Eingebung des Augenblicks und dem Eindrucke hingiebt, den die Intentionen des Dichters auf ihn machen. Es mag interessant sein, hierüber die Ansicht Talma's, wohl eines kompetenten Richters, mitzutheilen.

Im Jahre 1814 benutzte Talma einen Urlaub, um in Marseille Gastrollen zu geben, wohin man ihn unter vortheilhaften Bedingungen eingeladen hatte.

Als er sich von der ersten Anstrengung des Spielens vor einem fremden Publikum etwas erholt hatte, konnte er mitunter den Einladungen entsprechen, womit er von allen Seiten überhäuft ward. In diesen Gesellschaften war fast immer seine Kunst Gegenstand der Unterhaltung.

„Ich habe lange," erzählte er der Frau von C., „nach der Eingebung des Augenblicks gespielt, mich den Empfindungen des Augenblicks überlassen, und ganz vergessen, daß ich Talma sei, um mich wirklich für Achill und Orosmanes zu halten; aber da war ich ohne von den Erschöpfungen zu reden, in die ich nach jeder Rolle verfiel, nicht gleichmäßig in meinem Spiel, ich war gut, wenn ich in der gehörigen Stimmung war, schlecht, wenn persönliche Sorge oder auch nur leichtes Unbehagen mich wider meinen Willen der Wirklichkeit zuwandte. So hatte ich bald die Ueberzeugung gewonnen, ich müsse die Misere des täglichen Lebens und das Joch meiner Individualität abschütteln. Doch gelang es mir damals, als ich, noch der Eingebung des Moments folgend, spielte, oft, die Zuschauer nicht minder aufzuregen, als ich selbst aufgeregt war, und dann fühlte ich mich für meine Anstrengung reichlich belohnt. Ich bin nicht zum ersten Male in Marseille, und ich erinnere mich, daß ich damals begleitet von Mlle. Petit-Vanhove (der späteren Gattin des Künstlers), den Tancred spielte.

Als Tancred, auf den Tod verwundet, unter den Seinigen stirbt, und man ihn auf feindlichen Fahnen auf die Scene trägt, empfand ich solchen Schmerz, das Leben verlassen zu müssen, wo ich Ameneide treu wieder finde, daß ich einen wahren Todeskampf anschaulich zu machen versuchte, und ihn so wahr mit zitternder Stimme, krampfhaften Geberden und Todtenblässe in den Zügen darstellte, daß ich die größte Wirkung hervorbrachte. Durch den Beifallruf der Zuschauer hörte ich einen schrillen Laut, den Schrei einer Frau die wahrscheinlich in dem Augenblicke wo Tancred starb, ihn Ohnmacht gefallen war, und auf die mein Spiel, mein wahrer Schmerz (denn ich litt wirklich) den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Ich war so aufgeregt, daß ich den mir vorsetzten Todesstoß wirklich zu fühlen glaubte, und daß ich, als der Vorhang fiel, selbst ohnmächtig niedersank.

Ich wurde nach dieser Vorstellung krank; mein Arzt stellte mir vor, wenn ich fortwährend so spielte, würde mich die Tragödie ins Grab bringen; gbücklicherweise leitete mich später genaueres Studium der Kunst von dieser gefährlichen Bahn wieder ab, und ich fühlte, mein Ziel müsse nicht sein, mich selbst, sondern Andere aufzuregen. Der Schauspieler, der recht auf die Zuschauer wirken will muß zuerst Herr seiner selbst sein."

Berechtigung.

Mann: Sehen Sie einmal, Herr Doctor, wie mich mein Weib zugerichtet hat!

Doctor: „Aber, Frau, schämen Sie sich nicht, Ihren Mann so zu behandeln, — ihn, der das Haupt der Familie ist, ja, auch Ihr Haupt!"

Frau: „Nun? darf ich nicht einmal meinen Kopf kratzen?"

Eine dankbare Rolle.

Schauspielerin: „Sie haben, wie mir heute mitgetheilt wurde, ein neues Stück geschrieben. Ist eine schöne Rolle für mich darin?"

Dichter: „Ich glaube wohl, mein Fräulein! In meinem Stücke wechseln Sie sieben Mal die Toilette!"

Traumdeutung.

Sie: „Arthur, mir träumte, Du hättest mir ein hübsches Perlen-Collier zum Geschenke gemacht. Was dos wohl bedeuten mag?"

Er: „Perlen bedeuten Thränen!" Du wirst weinen, weil Du die Perlen nicht erhalten wirst. So geht der Traum in Erfüllung.

Sie: „O alsdann träumte mir, ich hätte sehr geweint."

Er: „Meinst Du Das bedeutet Perlen? Die beiden Träume heben sich auf."

Wißbegierde.

Dame: „Herr Professor, sagen Sie mir doch nur—wie sieht denn eigenlich der Regenbogen von hinten aus?"